

Jürgen Straub
Die Macht negativer Affekte

Forum Psychosozial

Jürgen Straub

Die Macht negativer Affekte

**Identität, kulturelle Unterschiede,
interkulturelle Kompetenz**

Psychosozial-Verlag

*Gewidmet unseren Studierenden und Doktorand_innen
in Bochum, Vechta und andernorts
(zum Beispiel in Bologna und Berlin)*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
© 2019 Psychosozial-Verlag, Gießen
info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Paul Klee, *Blick aus Rot*, 1937

Autorenfoto © Stefan Flöper, Jürgen Straub am Rande einer Konferenz in
Göttingen, Oktober 2018 | Wikimedia Commons | cc-by-sa-3.0, gfdl 1.2+

ISBN 978-3-8379-2844-0 (Print)

ISBN 978-3-8379-7446-1 (E-Book-PDF)

Inhalt

Ein persönliches Wort zum Auftakt	7
Vorrede zu einem wissenschaftlichen Buch: An die Leserschaft	15
Anthropologische Universalien, kulturelle Unterschiede und die Abjektion von Fremden Kulturpsychologische und psychoanalytische Reflexionen	21
Kulturen haben offene Grenzen und unscharfe Ränder <i>Jürgen Straub im Interview mit Sabrina Daubenspeck</i>	61
Arbeit an Begriffen und Gefühlen Kulturpsychologie: Identität und Fremdheit als psychosoziale Region <i>Jürgen Straub im Interview mit Svetlana Sabeva</i>	67
Literatur	103

Ein persönliches Wort zum Auftakt

Die Zeilen, die ich hier an den Anfang stelle, beschlossen meinen Vortrag im Rahmen der Vergabe des *Höffmann-Wissenschaftspreises für interkulturelle Kompetenz 2017*, den die Universität Vechta in einer feierlichen Veranstaltung am 6. Februar 2018 verliehen hat. Mit den folgenden Worten brachte ich nicht nur dieser Institution gegenüber meinen aufrichtigen Dank zum Ausdruck, sondern verbeugte mich auch vor ein paar Personen, denen ich mich im gegebenen Zusammenhang verpflichtet und verbunden fühle. Ich tat das als jemand, der die öffentliche Würdigung wissenschaftlicher Leistungen allgemein schätzt und wichtig findet (ebenso wie die Beachtung künstlerischen Schaffens oder sozialen Engagements). Es ist allerdings etwas ganz Besonderes und unmittelbar Berührendes, eine Auszeichnung für die eigenen Bemühungen erleben zu dürfen. Das zu verhehlen und die Freude darüber zu verbergen, wäre ebenso verkehrt wie unangemessener Stolz oder eitle Selbstzufriedenheit.

Das kann und sollte man vielleicht gerade dann sagen, wenn man die über Jahrzehnte hinweg betriebenen Forschungen und anhaltenden Analysen in vielen stillen Stunden zu Wege gebracht hat. Das ist in einigen Wissenschaften und in der Philosophie zweifellos der Normalfall: Man verbringt viel Zeit allein und muss den Aufschub von Resonanz aushalten können (falls es überhaupt jemals zu diesem erfreulichen Widerhall kommen sollte, der, oft überraschend, spürbar macht, dass wissenschaftliche Tätigkeiten und ihre Resultate mitunter doch wahrgenommen und sogar *coram publico* gewürdigt werden). Ich habe diese Erfahrungen in meiner Preisrede in Worte gekleidet, die ich nun genau so wieder gebe, als spräche ich noch einmal zum selben Publikum (sodass der Charakter einer direkten Ansprache imaginär anwesender Personen fortan erhalten ist). Die gegen Ende meines Vortrags

verlesene Danksagung beinhaltete also – um ein paar Passagen gekürzt – das Folgende:

Wenn man eine Wissenschaft, vielleicht weil man sich dazu berufen fühlt, zum eigenen Beruf kürt, macht man in aller Regel auch ein gewisses Maß an Einsamkeit zum Lebenselixier. Anders geht das nicht. Wissenschaftliche Kreativität verlangt nach zeitweiser sozialer Isolation und nach einem recht eigensinnigen Dasein in solitärer Muße, selbst wenn ein nicht unerheblicher Teil der Forschungen in kollektiven Projekten und umtriebigen Praxen abgewickelt wird. In solchen Phasen ist man permanent im Gespräch mit anderen. Zumindest das stille Verfassen von Büchern und anderen Texten ist jedoch, meine verehrten Damen und Herren, eine ziemlich solitäre Angelegenheit und oft eine einsame Beschäftigung. Beim in sich versunkenen Schreiben denkt wohl niemand an ehrenvolle Auszeichnungen, die das schließlich Geschriebene und Publizierte – und mit ihm die intellektuelle, akademische Tätigkeit des Schreibens an sich – irgendwann einmal öffentlich würdigen könnten. Man ringt als neugieriger Forscher und nachdenklicher, auf Selbstdisziplinierung angewiesener Autor vielmehr um treffende Worte und gelungene Formulierungen, um anschauliche Beschreibungen oder analytische Einsichten, um theoretische Kreativität und innovative Begriffe – die dann mitunter so seltsam klingen wie »das Abjekte« und »die Abjektion« und die womöglich auf wahrlich Seltsames aufmerksam zu machen und es eben zu begreifen versuchen.

Wenn die eigene Arbeit eine weder angepeilte noch erwartete Auszeichnung erfährt – etwa in der Gestalt des von der Universität Vechta vergebenen *Wissenschaftspreises für interkulturelle Kompetenz* –, beschert das dem Beschenkten Freude. Bei mir, sehr geehrter, lieber Herr Höffmann, war das jedenfalls der Fall. Ein Wissenschaftspreis garniert dieses Gefühl mit dem noch tiefergehenden, verblüffenden und wahrscheinlich nie recht begreiflichen Eindruck, man habe die Anerkennung, die einem in Stunden wie dieser gewährt wird, womöglich nicht völlig zufällig oder gar aufgrund eines fatalen Fehlurteils der Jury erhalten – obwohl einem Ehrungen wie die heutige Preisverleihung ja immer wie generöse Übertreibungen vorkommen, vor denen man sich als Beschenkter

auch ein wenig hüten und in Acht nehmen muss. Sie sind verführerisch und verleiten einen bekanntlich leicht dazu, sich zu viel zuzuschreiben, zuzumuten und zuzutrauen.

Dagegen hilft das Gedächtnis und speziell eine Erinnerung, die allzu egozentrische Erklärungen persönlicher Errungenschaften zu korrigieren vermag und vielleicht sich einstellende Eitelkeiten unverzüglich abstellt, indem sie uns an die eigene Sozialität und all die konkreten Anderen erinnert, die ihren Anteil am eigenen Leben und namentlich an den beruflichen Leistungen haben. Bei mir ist das in einem Ausmaß der Fall, das mich bisweilen beschämmt und meinen persönlichen Beitrag ganz gewiss auf ein für alle erträgliches Maß zurechtstutzt. Es waren immer andere zugegen und maßgeblich daran beteiligt, wenn ich mich an meine wissenschaftlichen Analysen machte und schließlich irgendwelche Abhandlungen verfasste.

Jörn Rüsen danke ich aus gegebenem Anlass für die seit 1994 andauernde Begleitung. Ihren Beginn kann man auf die Ankündigung eines öffentlichen Vortrags des damals jüngsten Fellows in seinem am *Zentrum für interdisziplinäre Forschung* (ZiF) der Universität Bielefeld angesiedelten internationalen Team datieren. Ihre jüngste Station mag in der mich berührenden Laudatio erblickt werden, für die ich Dir, lieber Jörn, von Herzen danke. Als ich zu Beginn der 1990er Jahre – wir kannten uns noch nicht persönlich und du hattest noch keine Zeile aus meiner Feder gelesen –, als ich mich also seinerzeit daran machte, dein Buch *Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens* in einem ausführlichen Rezensionsaufsatz zu besprechen und zu erkunden, hätte ich mir wahrlich nicht ausmalen können, dass der Autor, den ich schon damals sehr schätzte, irgendwann einmal um eine Laudatio zu meinen Ehren gebeten und dieser Bitte in einer so großzügigen Weise nachkommen würde. Ich danke dir im Übrigen stellvertretend für einige andere, ebenfalls herausragende Gestalten einer Generation, die im aufreibenden Wissenschaftsbetrieb Mentorenfunktionen erfüllten und dabei die *gegenseitige* Wachsamkeit und Kritik als natürliche Sache der Welt betrachten konnten. Jörn Rüsen und einige seiner Weggenossen lernte ich schnell als renommierte, einflussreiche Persönlichkeiten kennen, die inspirierend und motivierend wir-

ken, ohne auf den eigenen Standpunkten und wissenschaftlichen Überzeugen so stur beharren zu müssen, dass dabei alle Toleranz gegenüber anderen und speziell die Achtung und Anerkennung von Andersdenkenden völlig verloren geht. Das Erlebnis dieser Offenheit und dieses Respekts ist gerade für den sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs, zu dem ich natürlich auch einmal zählen durfte, ungemein entwicklungsfördernd und ermunternd – nicht zuletzt dann, wenn es darum geht, ausgetretene Pfade zu verlassen und Neues zu versuchen.

Viele weitere Menschen haben dazu beigetragen, dass mir das Forschen und das Schreiben zu einer persönlichen Passion wurden, der die eine oder andere Schrift entsprungen ist. Diese Arbeiten – so abstrakt und ambitioniert sie mitunter ausgefallen sein mögen – spielen auch in meiner alltäglichen universitären Lehre keine bloß marginale Rolle. Wissenschaftliche Forschungen sind keine Angelegenheiten für elitäre Clubs, aus denen sogar Studierende ausgeschlossen sind (von jenen Ausnahmen abgesehen, welche in geheimbündlerischen Initiationsritualen zur zaghafte Mitwirkung zugelassen werden). Ich fände es noch immer unerträglich, meine geschätzten Studentinnen und Studenten immer nur mit Sekundärliteratur und zusammenfassenden Einführungen aus Lehrbüchern abzuspeisen, ohne ihnen auch mal eigene Arbeiten zuzumuten, also das, was mich wirklich bewegt und beschäftigt. Im Übrigen fände ich die Vorenthalzung persönlicher Versuche auch deswegen schwer auszuhalten, weil ich *von Studierenden* gerade auch dann etwas lernen kann, wenn sie die Gelegenheit bekommen, sich ab und zu gründlich und kritisch mit meinen Arbeiten auseinanderzusetzen. Dass sie das in unseren philosophischen, sozial- und kulturwissenschaftlichen Erkundungen, speziell in unseren »kulturpsychologischen Sondierungen«, immer wieder getan haben, nach wie vor tun und mich dadurch stets aufs Neue herausfordern und beweglich halten, dafür danke ich ihnen sehr. Ohne diese stark ausgeprägte Reziprozität könnte man gerade die universitäre Lehr- und Lernkonstellation getrost vergessen und aufgeben. Sie verdiente den Namen eines gemeinsamen Seminars nicht mehr und wäre dem wissenschaftlichen Geist, der die Atmosphäre in der *Alma mater* prägen sollte, abhold geworden.

Sogar vor den Widersachern und Gegnern im akademischen Leben müsste man sich an einem solchen Abend wie dem heutigen eigentlich verbeugen. Sofern sie dieses Leben wirklich zulassen und führen (und nicht in Langeweile ersticken und durch unproduktive Kämpfe lähmen), sind sie mitverantwortlich für alles, was ein wissenschaftlicher Autor über kurz oder lang zustande bringt. Das gilt natürlich erst recht für die wohlmeinenden Freundinnen und Freunde, die ihren Sachverstand und ihre Urteilskraft so oft in den Dienst der gemeinsamen Sache gestellt haben und bis auf weiteres wohl nicht davon ablassen. »Mein Preis ist auch ihr Preis«, möchte man rufen, wenngleich ich mir gestatten werde, auf einer ungleichen Verteilung wenigstens des Preisgeldes zu beharren.

Die meisten dieser produktiven und mich stets provozierenden Freundinnen und Freunde, Kolleginnen und Kollegen sind in alle Welt zerstreut. Ich nenne hier lediglich jene, deren psychoanalytisches Denken für mich oft inspirierend war und nach wie vor bedeutsam ist (obwohl es im vorliegenden Buch gar nicht unmittelbar um Arbeiten dieser Kolleg_innen geht): Jessica Benjamin (New York University), Lilli Gast (International Psychoanalytic University zu Berlin), Benigna Gerisch (International Psychoanalytic University zu Berlin), Vera King (Sigmund Freud Institut Frankfurt u.a.), Hans-Dieter König (Goethe-Universität Frankfurt und Ruhr-Universität Bochum), Michael Lacher (Dortmund), Christa Rohde-Dachser (International Psychoanalytic University zu Berlin) sowie Ulrich Streeck (Göttingen). Sie alle vertreten eine »Psychologie des Unbewussten«, ohne die unser Blick auf *abgründige Affekte* und *aufwühlende Emotionen* sowie ihre psychosozialen Bedeutungen zweifellos unterbelichtet bliebe. Genau darum geht es im vorliegenden Buch.

Ein paar wenige der wichtigen Gesprächspartner_innen wirken in meiner unmittelbaren Umgebung und nächsten Nähe. Dazu gehören die regelmäßig am Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie auftauchenden und mitarbeitenden Personen, die ich stellvertretend für alle Ungenannten erwähnen möchte: Pradeep Chakkarath, mit dem zusammen ich das *Hans Kilian und Lotte Köhler Centrum für sozial- und kulturwissenschaftliche Psychologie und historische Anthropologie* (KKC) leite, Anna Sieben, Alexander Kochinka,

Birgit Frey, Paul Ruppel, Sandra Plontke, Oswald Balandis, Viktoria Niebel, Rebecca Thrun, Ayşe Yıldırır, Monique Kaulertz, Mischa Luy, Sebastian Salzmann sowie Irene Scamoni-Selcan im Sekretariat. Sie alle trugen erheblich zum Gelingen der gemeinsamen Projekte bei, neben vielen anderen, die nach getaner Arbeit an der Ruhr-Universität Bochum die Hochschule gewechselt haben oder mit der Promotionsurkunde in der Tasche zu neuen Ufern aufgebrochen sind. Ohne unsere anregenden Doktorand_innen sowie die zahlreichen Hilfskräfte, die ich hier nicht alle namentlich nennen kann (aber umso dankbarer Grüße), wäre alles nur die Hälfte wert und ich gewiss nicht einmal halb so produktiv.

Schließlich möchte ich mich noch einmal sehr herzlich bei Ihnen, lieber Herr Professor Schmidt bedanken, auch weil sie als Präsident der Universität Vechta in der mir zugeschriebenen, marginalen Angelegenheit gewiss weit mehr getan haben, als wir während ihres Grußwortes heute wahrnehmen durften. Das gilt auf eigene, besondere Weise auch für Sie, lieber Kollege Professor Spiegel. Als wissenschaftlicher Leiter des *Höffmann-Wissenschaftspreises* haben Sie, neben einigem anderen sonst, erneut die Arbeit der Jury koordiniert – der ich selbstverständlich insgesamt von Herzen für die ehren- und vertrauensvolle Entscheidung danke. Auch Sie, lieber Herr Bartels, möchte ich als Vorsitzenden der Universitätsgesellschaft in meinen Dank einbeziehen. Sie alle – und einige Unbenannte, mir wohl auch Unbekannte – haben erst die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass mir die heutige Auszeichnung zuteil werden konnte.

Sie wissen, lieber Herr Höffmann, dass Ihre Förderung der Wissenschaften überaus wichtig ist (und der Förderschwerpunkt trefflich gewählt). Wie ermutigend und motivierend der von Ihnen gestiftete Wissenschaftspreis für interkulturelle Kompetenz für die Geehrten und Geförderten tatsächlich ist, können sie jedoch allenfalls ungefähr ermessen und vage erahnen. Für nähere Auskünfte in dieser Sache stehe ich Ihnen, so sie mögen, in Gesprächen unter vier Augen fast jederzeit zur Verfügung.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit – und für den gesamten heutigen Abend und seine wundervolle Vorgeschichte, mit den besten Wünschen für alles, was Sie noch vorhaben und was kommen wird! Diese Worte richte ich, *last but not least*, an den

Höffmann-Jugendchor, an seinen Leiter und Begleiter sowie an all die jungen Sängerinnen und Sänger, die uns durch ihr vortreffliches Zusammenspiel haben näher zusammenrücken lassen. Den Song von John Cale – die Originalfassung von Leonhard Cohen ist mir unbekannt – hätte ich übrigens nicht erwartet.

Universität Vechta, am 6. Februar 2018

Vorrede zu einem wissenschaftlichen Buch: An die Leserschaft

Das vorliegende Manuskript besteht im Wesentlichen aus drei separaten Teilen, die zu einem Ganzen zusammengefügt wurden und nun als kleine Schrift an den *Höffmann-Wissenschaftspreis* der Universität Vechta erinnern mögen. Einer wissenschaftlichen Abhandlung im engeren Sinne folgen zwei »schriftliche Interviews«, wobei das zweite den Charakter eines Zwiegesprächs jedoch weitgehend abgestreift hat. Beide ähneln eher bedachten, trotz der gebotenen Kürze möglichst genau ausformulierten Stellungnahmen zu bestimmten Phänomenen und Problemen als wirklichen Interviews. Obwohl die drei Teile durch gemeinsame Themen verbunden sind und einander, so hoffe ich, gut ergänzen, sind sie ebenso eigenständig wie verschieden. Sie sollen sich in einen stimmigen Zusammenhang eingliedern, ohne ihre Selbstständigkeit und ihren spezifischen Charakter zu verlieren.

Insgesamt zeichnen sie ein durchaus detailliertes Bild eines Ausschnitts meiner wissenschaftlichen Arbeit und der damit verknüpften Anliegen, die des Öfteren über rein akademische Aufgaben hinausweisen. Manchmal gehen wissenschaftliche Abhandlungen tatsächlich darüber hinaus und nehmen zu politischen und gesellschaftlichen Fragen Stellung, wenn auch eher vorsichtig und zurückhaltend. Im Feld kulturellen Austauschs und öffentlicher Auseinandersetzungen über den Umgang mit kulturellen Unterschieden und deren psychosoziale Bedeutung positionieren sich die im vorliegenden Büchlein versammelten Beiträge allerdings ganz klar. Es gibt wohl keine vernünftige Alternative zum fortwährenden Bemühen um die Anerkennung kultureller Besonderheiten sowie der komplementären Anstrengung, auch das Gemeinsame und Ähnliche, das Menschen miteinander verbindet, zu erkennen und zu artikulieren. All das steht im Zeichen eines gelingenden Lebens

und Zusammenlebens von Menschen, die es irgendwie miteinander aushalten müssen – egal wie verschieden oder ähnlich sie sind. Sie sollten danach trachten, möglichst verständnis- und rücksichtsvoll miteinander umzugehen und miteinander auszukommen. Das kann ihnen die Wissenschaft gewiss nicht abnehmen. Ein wenig unterstützen kann sie dieses Ziel jedoch schon. Wissenschaftliche Erkenntnisse können behilflich sein, wenn man sich in unübersichtlichen Wirklichkeiten orientieren und zurechtfinden muss. Das gilt auch für die soziale und persönliche Welt verschlungener Gefühle, die stets im Spiel sind, sobald Menschen miteinander zu tun bekommen und womöglich über einen längeren Zeitraum interagieren.

Wissenschaft ist eine institutionalisierte Tätigkeit *sui generis*, sie verfolgt ihre eigenen Ziele und folgt, soweit es eben geht, expliziten Prinzipien und Regeln, die ihre methodische Rationalität verbürgen und unser wissenschaftliches Denken überhaupt als zentralen Baustein einer um Vernunft bemühten Lebensform ausweisen. Das zeigt, so hoffe ich, vor allem die längere Abhandlung über »Anthropologische Universalien, kulturelle Unterschiede und die Abjektion von Fremden«. Sie lag teilweise meiner Rede im Rahmen der Preisverleihung zugrunde. Von den Eigenarten wissenschaftlichen Denkens zeugen auch die schriftlichen Antworten auf die Fragen, die Sabrina Daubenspeck (Universität Vechta) im Februar 2018 sowie Svetlana Sabeva (Universität Plovdiv, Bulgarien) im Dezember 2017 an mich gerichtet haben. Das kürzere Interview weist einige sehr persönliche Töne auf. Das längere ähnelt wohl durchweg eher einer wissenschaftlichen Abhandlung als einem Zwiegespräch, in dem es bekanntlich munter hin und her geht. In beiden schriftlich erfolgten Interviews sollten in konzentrierter, prägnanter Form einige Positionen geklärt und Reflexionen angestellt werden, die um Themen kreisen, mit denen ich mich aktuell und teilweise schon seit Langem befasse.

Die Publikation des vorliegenden Buches entstand in einem besonderen Kontext und soll ihm auch gebührend Rechnung tragen. Das bedeutet zuvorderst, dass die zusammengestellten Texte trotz ihres wissenschaftlichen Anspruchs auch für eine gebildete Leserschaft bestimmt sind, die sich nicht hauptsächlich

mit sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskursen beschäftigt. Sie sollen von interessierten Zaungästen wenn schon nicht goutiert, so doch halbwegs verdaut werden können. Ich habe mich bemüht, so zu schreiben, dass die akademische Herkunft der Ausführungen zwar erkennbar bleibt, die Lektüre aber dennoch nicht zu einem unendlich langweiligen und übermäßig anstrengenden Ausflug in ein Gelände gerät, in dem man lediglich dem undurchdringlichen Jargon von abgehobenen Expertinnen und Spezialisten begegnet.

Mit einer unterhaltsamen oder gar vergnüglichen Angelegenheit sollten die Leserinnen und Leser dennoch nicht rechnen. Das hat mehrere Gründe. Zum einen ist das zentrale Thema zweifellos ein wenig unappetitlich. Es führt uns in die etwas düsteren, beklemmenden Regionen unseres Zusammenlebens, in denen heftige Affekte und starke Emotionen den Ton angeben. Ich fokussiere dabei auf *negative* Gefühle (wie etwa Ekel oder Widerwillen, Aversion, Ablehnung oder Abscheu). Besonders unangenehm ist die Beschäftigung mit solchen Phänomenen immer dann, wenn über ihre spezifische Bedeutung für menschliche Begegnungen und Beziehungen nachgedacht wird. Natürlich leugnet man die schöneren Seiten unseres Lebens und Zusammenseins keineswegs, wenn man auf die unbehaglichen Aspekte fokussiert. Andere abzulehnen und auszuschließen aus dem Kreis geschätzter Menschen, ihnen Achtung und Anerkennung zu versagen und sie mit allerlei Aversionen und Aggressionen zu konfrontieren, sie vielleicht zutiefst und nachhaltig zu verletzen, das alles gehört zu den Schattenseiten der Koexistenz von Menschen. Die zwischenmenschliche Kommunikation kann ins Stocken geraten oder ganz versiegen – auch weil, oft unbewusst, eben negative Affekte und Emotionen im Spiel sind. Solche Gefühle verhindern nicht selten, dass wir uns halbwegs unvoreingenommen und wohlwollend begegnen. Sie stacheln uns an, andere abzulehnen, unsere Vorbehalte und Abneigungen zu stabilisieren oder unser Gegeüber zu »abjektieren« (wie ich es nenne und erläutern werde).

Neben einer gewissen Unappetitlichkeit des Themas, dem sich insbesondere die längere Abhandlung im vorliegenden Buch widmet, bleiben auch der streckenweise abstrakte Stil und die theoretische Sprache eine gewisse Hürde, die die Wissenschaften von unserer Alltagskommunikation deutlich unterscheidet und einige Leute

davon abhält, sich mit komplizierten Texten überhaupt abzugeben. Solche Abhandlungen sind und bleiben wohl für alle, die in den entsprechenden Disziplinen und Diskursen nicht zu Hause sind, ein wenig fremd und auch verdächtig (als wolle die unverständliche Theoriesprache etwas verborgen). Schon das stundenlange Lesen ausführlicher Texte oder das akribische Studieren dichter Begriffe und komplexer Argumente zählt nicht zu den Tätigkeiten, die allgemeine Begeisterung wecken und alle Menschen unwiderstehlich anziehen. Das Übersetzen von anspruchsvollem, abstraktem Wissen in einen Alltag, der gemeinhin mit weniger auskommt, ist mühselig und schwer.

Indes haben Schwierigkeiten bei der Übersetzung wissenschaftlicher Überlegungen in die Alltagssprache ihre natürlichen Ursachen und sogar ihre guten Gründe. Es ist zwar erfreulich und in modernen Gesellschaften, in denen wissenschaftliche Erkenntnisse einen so wichtigen Stellenwert besitzen, überaus begrüßenswert, dass man sich bei ihrer Vermittlung auch um allgemein verständliche Darstellungen und Analysen bemüht. Demokratien setzen auf das Mitspracherecht aller und sind demgemäß auf eine gewisse Durchlässigkeit und Transparenz von Expertensystemen angewiesen. Völlig durchsichtig, glasklar und allseits zugänglich werden solche Systeme, einschlägige Debatten sowie die in ihnen errungenen Erkenntnisse aber niemals (oder allenfalls in Ausnahmefällen). Die Quantenphysik verständlich darzulegen, gleicht einer Quadratur des Kreises, selbst wenn sich populäre Bücher oder Fernsehsendungen darum bemühen. Zu erläutern, was die Relativitätstheorie unter einem »Wurmloch« versteht, ist mühsam und nicht immer von Erfolg gekrönt – selbst wenn der metaphorische Name für ein nur theoretisch fassbares >Naturphänomen< vielversprechend klingt und viele Laien neugierig machen dürfte. Im Vergleich mit der avancierten Physik mögen die Soziologie oder Psychologie einfachere Angelegenheiten sein und mit schlichteren Erkenntnissen aufwarten. Jedoch sollte man sich nicht täuschen: Auch Konzepte wie die nicht nur in der Systemtheorie so beliebte »doppelte Kontingenz« oder eben die psychoanalytisch konzeptualisierte »Abjektion«, von der im Folgenden noch die Rede ist, sind theoretisch höchst voraussetzungs- und anspruchsvolle